

Datenschutzhinweis: Dieser Text wird im Rahmen der Forschungstätigkeit und Wissenschaftskommunikation auf der Website [www.missbrauchsmuster.de](http://www.missbrauchsmuster.de) veröffentlicht. Er entspricht den Vorschriften der Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO). Für evtl. Zitation verwenden Sie bitte das Pseudonym, den Titel und die vollständige URL.

## **SCHASCHLIKSPIEB, SCHUBKARREN UND VERWELKTE BLUMEN – MEINE ERFAHRUNGEN MIT MACHT- UND SPIRITUELLEM MISSBRAUCH IN EINER ORDENSGEMEINSCHAFT**

**PAULA F. GRÜN (PSEUDONYM)**

Nach dem Hören von unzähligen Podcasts, nach der Lektüre von Fachbüchern, Gutachten und Einzelberichten, nach langjähriger Therapie, weiterhin regelmäßigem Coaching und vor allem konstantem Gespräch mit mir nahestehenden Personen bringe ich Geschehnisse zu Papier mit dem Ziel, diese mit anderen zu teilen. Das Tutorial „Missbrauchsmuster“ hilft mir, ins Schreiben zu kommen und andere zu ermutigen, der Ohnmacht eine Stimme zu geben. Meine im Folgenden aufgeführten Erfahrungen haben mich geprägt, gleichzeitig habe ich schmerzhaft Prozesse durchlebt, die mich stärkten.

Heute kann ich überzeugt und selbstbewusst sagen: Ich bin Betroffene von Macht- und spirituellem Missbrauch. Als ehemalige Ordensfrau in einer internationalen Gemeinschaft habe ich Missbrauch erlebt und überlebt. Faktoren, die dazu führten, waren vor allem die Struktur im Orden als auch das Verhalten von Einzelpersonen. Ich möchte zwei Schwestern nennen, die mein über 20 Jahre langes Ordensleben zu einer qualvollen Erfahrung für mich haben werden lassen. Zu den Eckdaten: Nach einem Auslandsaufenthalt als Laiin im Globalen Süden, wo ich die missionarisch ausgerichtete Ordensgemeinschaft kennenlernte, trat ich Anfang der 1990er Jahre in die Gemeinschaft ein. Die Aufnahme in den Orden ging mit gesundheitlichen Untersuchungen und psychologischen Tests einher, ein rigoroses Verfahren, was ich aber als gegeben hinnahm. Es folgten ca. zwei Jahre Postulat, zwei Jahre Noviziat, sieben Jahre zeitliche Gelübde und neun Jahre nach der sog. Profess mit ewigen Gelübden. Anfang der 2010er Jahre trat ich aus. Wie es dazu kam, was die Gründe und die Schwierigkeiten waren, schildere ich im Folgenden.

Da war zunächst Sr. Hertha (Pseudonym). Mit ihr war das Zusammenleben sehr schwierig, sie war bipolar. Sr. Hertha war eine physisch starke und überaus intelligente Frau, etwa 25 Jahre älter als ich. In der Vergangenheit hatte sie zwar sporadische Kurzaufenthalte in Kliniken, wurde danach aber wieder in einen Konvent integriert. Es wurde wenig über sie informiert, nur die Generaloberin und die Hausoberinnen hatten Hintergrundinformationen. Sie sei „halt komisch“ („just odd“), so die Hausoberin, aber die Liebe Gottes überwinde alles, so hieß es. Auch fiel öfter der Satz, der laut Hausoberin angeblich auf Henry Nouwen zurückgeht und von ihr stets zitiert wurde: „Gemeinschaft ist der Ort, wo die Person, mit der du am wenigstens zusammenleben willst, immer lebt.“ Sr. Hertha zog also in den Konvent, in dem ich lebte. Bis dato hatte ich keinerlei Erfahrung im Zusammenleben mit Betroffenen manisch-depressiver Erkrankungen, auch gab es keine Vorgespräche zum transparenten Umgang mit der Krankheit und einem respektvollen Umgang mit Sr. Hertha als Person und uns als Gemeinschaft. Seltsames Verhalten blieb unkommentiert. Oft war sie ganze Nächte in der Küche tätig, backte, kochte, machte Hausarbeit. Oder aber sie schaute stundenlang Fernsehen, nicht selten telefonierte sie während der Schlafzeiten. Insgesamt war viel Unruhe im Haus und es herrschte eine konstante Anspannung sowie Vor- und Umsicht. Jede Gebetszeit war mit Unvorhersehbarem verbunden, jede Mahlzeit mit Gesprächen, die ad hoc eine Art

Unwohlsein oder eine gewisse Intensität hervorrufen konnten. Dass alle Schwestern ihr Schlafzimmer zuschließen mögen, war ein Rat der Hausoberin, es sei klug, denn wir wüssten ja nie, was geschehen könnte. Ich befolgte den Rat, fragte nach dem Warum, erhielt aber keine weiteren Infos, lediglich einen Verweis auf Geduld, bis Sr. Hertha ausgeglichen und angepasst in der Gemeinschaft sich zurechtfinden würde. Als ich eines Nachts aus dem Schlaf durch ein Rascheln an meiner Schlafzimmertür erwachte, stand ich auf und konnte nicht identifizieren, was es sein könnte. Jemand übte sich daran, meine Tür zu öffnen. Halb schlafend und unüberlegt schloss ich vorsichtig auf. Besagte Sr. Hertha stand mit einem metallenen Schaschlikspieß vor mir und wollte auf mich einstechen. Ich war schnell genug, meine Tür wieder zuzuschlagen, und drehte zitternd den Schlüssel rum. Dann schrie ich, was das Zeug hielt. Eine weitere Schwester wachte auf und befahl Sr. Hertha in ihr Zimmer zu gehen. Dann klopfte sie sanft an meine Tür. Ich weinte und war außer mir. Ich rief alle weiteren Schwestern, inklusive die Hausoberin, in die Küche und verlangte eine Erklärung. Ich wollte endlich wissen, was es mit all dem auf sich hätte, was sie getan hätten, wenn ich verletzt oder gar getötet worden sei und was sie meiner Familie mitgeteilt hätten, wenn etwas Schlimmeres passiert wäre. Noch am Folgetag kam – auf mein inständiges Bitten hin – die Generaloberin. Es wurde erst nach diesem Vorfall eine permanente „Lösung“ gefunden. Die erkrankte Schwester kam in ein kleines Außenhaus direkt beim Generalat und erhielt ein engmaschiges, medikamentöses Monitoring. Es kam niemals zu einem offenen Gespräch mit mir, geschweige denn zu einer Entschuldigung seitens der Ordensoberinnen oder zur Übernahme der Verantwortung für den Umgang mit der Erkrankten. Die Unzumutbarkeit gegenüber den Gemeinschaften, in denen Sr. Hertha bis dato lebte, wurde nie thematisiert. Eine rechtfertigende Erläuterung, dass Menschen mit mentalen Krankheiten Teil der Gesellschaft seien, wurde neben der Ordensregel, die auf Nächstenliebe und Gemeinschaft verwies, immer und immer wieder betont. Als hätte ich das je bestritten. Im Übrigen kam es auch nie zu einem begleitenden Gespräch zwischen Sr. Hertha und mir, bei manchen galt ich als die Person, die Sr. Hertha „rausgekickt“ hätte. Noch etwas: Sr. Hertha stammte nicht aus Deutschland, und ich machte mir als Deutsche ihr gegenüber Vorwürfe, hatte Selbstzweifel. Bei gemeinsamen Gottesdiensten und Ordensfeiern, die mit einer Begegnung zwischen Sr. Hertha und mir einhergingen, wurde betont, dass sie nun woanders lebe. Automatisch stand die Frage nach dem Grund hierfür im Raum: der Konflikt mit mir als Person schien zu überwiegen, ihre Erkrankung war kein Thema.

Sehr zentral über viele Jahre meines Ordenslebens ist eine weitere Schwester: die Oberin Sr. Sibylle (Pseudonym). Ich lebte mit ihr und einer zweiten Schwester am Stadtrand einer Megacity im Globalen Süden. Sr. Sibylle war gleichzeitig Hausoberin, Provinzialoberin, verantwortlich für die Finanzen – und in der Phase der zeitlichen Gelübde meine geistliche Begleiterin. Sie sprach allen Schwestern die Zeiten für Exerzitien und Heimaturlaube, die Missionstätigkeiten und (im Falle von zeitlichen Gelübden) die Gelübdeerneuerung aus. Im Falle von Ewigen Gelübden verfasste sie die hierfür notwendige Empfehlung an das Generalat in Europa. Es gab einen Provinzrat, zu dem eine weitere Mitschwester gehörte, die aber mit Sr. Sibylle zerstritten war und deswegen jahrelang nicht an den Provinzratssitzungen teilnahm. Ebenso gehörten zwei Schwestern dazu, beide ca. acht bis zehn Jahre älter als die Oberin, die fast immer auf Sr. Sybilles Seite standen. Immer wieder fiel der Satz: „So ist sie halt, sie meint es doch nur gut und will das Beste für uns alle.“ Während all der Jahre unter der ‚Herrschaft‘ von Sr. Sibylle empfand ich sie als dominant und kontrollierend. Ich hatte große Angst vor ihr. Sie war cholerisch, bestimmend und meinungsstark. Sie war es, die den Ton im Haus angab und über jegliche Veränderungen entschied. Dabei verstand sie es, diese geschickt in die monatlichen Besprechungen einzubringen und letztlich als Beschlüsse der Gemeinschaft im Protokoll festzuhalten. Wenn ihr etwas missfiel, machte sie dies mit lauter Stimme oder einem zynischen Kommentar deutlich.

Unsere Beziehung war eine der Unterwerfung meinerseits und eine der Einschüchterung und Bedrohung ihrerseits. Sie ließ mich spüren, dass, wenn ich nicht achtgäbe, sie

schaufen müsse, ob ich zur Gelübdeerneuerung zugelassen werden könne. Zum wöchentlichen Bibel-Teilen bzw. zur Lectio Divina ging ich unter Anspannung; die Zeit mit ihr – allein am Tisch zu sitzen, abends im Wohnzimmer oder im Auto auf dem Weg zur Pfarrei – wurde für mich stetig unerträglicher. Wenn ich bei Mitschwestern nur andeutete, wie sehr Sr. Sibylle alles kontrollierte und wie ich mich fühlte, blockierten diese jeglichen Kommentar unmittelbar ab mit dem Satz, „so ist sie halt, aber sie hat ein weiches Herz“. Konkrete Angaben, was ihr an meinem Verhalten missfiel, machte Sr. Sibylle nicht, es waren nur Anspielungen und kleine Hinweise, die mich dann wochenlang grübeln ließen: „Denk´ mal drüber nach, Dein Verhalten zeigt, dass Du eher nicht geeignet bist, ein Leben in Gemeinschaft zu leben“. Einmal fasste ich allen Mut zusammen, ging in einer ruhigen Minute auf sie zu und bat um Erläuterungen. Sie möge doch bitte ein Beispiel für ihre Zweifel an meiner Berufung zum Gemeinschaftsleben geben. Sie wies dann auf Begebenheiten hin, in denen ich mich aus ihrer Sicht falsch verhalten hätte.

Ich war verantwortlich für das Reinigen des Wohnzimmers. Darin standen auch Blumen, die sie geschenkt bekommen hatte. Ich hatte den Blumen wochenlang täglich frisches Wasser gegeben, die verwelkten losen Rosenblüten vom Bücherregal und dem Boden entfernt, und schließlich entsorgte ich den völlig abgeblühten Strauß. Da schrie sie eines Morgens aus dem Wohnzimmer in den Flur der Schlafzimmer: „Wo sind meine Blumen?“ Sie schrie weiter, wie ich es wagen könnte, ihre Blumen zu entsorgen. Mit zitternder Stimme wagte ich zu sagen, dass sie in meinen Augen verwelkt waren und ich sie deswegen entsorgt hatte. Ich bat um Verzeihung und gab zu, dass ich nicht wusste, wie sehr ihr die Blumen bedeutet hätten. Dieses Vorkommnis war für sie Beispiel für eine Grenzüberschreitung meinerseits, sie schrieb darüber sogar in ihrem Bericht an die Generaloberin (es war üblich, dass die Provinzialoberin über die Schwester mit zeitlichen Gelübden einen alljährlichen Bericht an das Generalat schickte). In diesem Bericht verband sie den Blumen-Vorfall mit gravierenden Vorbehalten meiner Berufung gegenüber und bewertete die Erneuerung meiner Gelübde negativ. Schließlich war es die oben erwähnte mit Sr. Sibylle zerstrittene Ratsschwester, die meinte, dass ich ja Reue gezeigt hätte und durchaus eine Berufung zur Missionarin hätte. Ich sei nahe bei den Menschen und bei der Basis der Pfarrei beliebt, meine Arbeit würde ich verantwortungsbewusst tun, ich hätte interkulturelle Kapazitäten. Sie stimmte einer Gelübdeerneuerung zu, die weiteren Schwestern zogen dann nach. All das erfuhr ich erst im Nachgang und streng vertraulich von besagter Ratsschwester. Monate des Bangens und der inneren Unsicherheit waren vergangen, der Alltag mit der Oberin in ein und demselben Haus hatte sich für mich sehr schmerzhaft gestaltet.

Immer wieder wurde ich von Sr. Sibylle zurechtgewiesen und eingeschüchtert. Es waren oft völlig absurde Situationen, ich als Schwester mit zeitlichen Ordensgelübden wurde mit meinem (angeblichen) Fehlverhalten konfrontiert und schaffte es nicht, mich zur Wehr zu setzen. Oft versuchte ich, ihr einen Gefallen zu tun, um die Atmosphäre zu verbessern, ich war beinahe unterwürfig und ihr hörig – einmal schleppte ich auf ihr Geheiß hin elf volle Schubkarren mit Kompostabfällen vom einen Ende des Gartens und wieder zurück – und trotzdem kam es wieder zu einem Konflikt und ich hatte das Gefühl, einen Fehler gemacht zu haben. Stets wurden Fragen nach meiner Berufung damit verbunden.

Die Szenen ähnelten sich. Das gesamte Setup war dysfunktional. Manipulation und Missbrauch mischten sich. Aber ich hatte damals nicht das Wissen, das Verhalten der Oberin klar benennen zu können. Meiner eigenen Familie oder anderen hiervon zu erzählen, war mir damals unmöglich. Die Strukturen waren hierarchisch und der Führungsstil autoritär. Jahre später konnte ich diese Dinge erst verschriftlichen und Sr. Sibylle schreiben. Es dauerte dann ein halbes Jahr, bis sie mit einem Dreizeiler antwortete. Anlass war der Tod meines Vaters, sie kondolierte mir und nannte mein Schreiben an sie in einem Nebensatz, dass es ihr leidtäte, sie hoffe aber, dass „die Liebe Gottes alles überwinde“, wie es in der Ordensregel hieß.

Es gab unzählige weitere Szenen im Orden als Ganzes. Erwähnen könnte ich unter anderem den Umgang mit mir, als mein Vater im Sterben lag und mir verwehrt wurde, ihn zu begleiten. Heute noch kommen mir die Tränen, wenn ich an diese schlimme Phase denke, bei der es zunächst um lediglich ein paar Wochen Heimaturlaub ging, um meiner Mutter bei der Pflege des schwerkranken Vaters zu helfen. Immer wieder wurde mir ein schlechtes Gewissen gemacht, ich könne die Arbeit in der Pfarrei doch nicht vernachlässigen und private Anliegen verschieben. Dann schließlich nach einigen Gesprächen empfahl man mir – berufend auf die Ordensregel – um ein Jahr der sog. Freistellung / Beurlaubung („leave of absence“) zu bitten, damit ich meinen Vater pflegen könnte. Andere Mitschwestern hingegen (allesamt in der Oberinnenrolle) durften ohne jegliche Sonderanträge ihre schwer erkrankten Eltern pflegen. Mehr noch, im selben Ordenshaus gab es eine Mitschwester, die sogar nach der Zeit der monatelangen Pflege erst einmal zwei Wochen Urlaub machen durfte. Erwähnenswert und bezeichnend ist die Tatsache, dass mein Vater zwei Wochen nach Beginn meiner Beurlaubung starb, bis heute sagen meine Familie und die Nachbarschaft, dass er auf mich gewartet habe.

Letztlich führte die Beurlaubung dazu, dass ich über einen Austritt aus dem Orden nachdachte. Die Zeit zuhause mit meiner verwitweten Mutter und die räumliche Distanz ermöglichten mir eine Art Erwachen.

Ich spürte starke Existenzängste, auch aus finanziellen Gründen: Was sollte aus mir werden, wenn ich aus der Gemeinschaft austreten würde? Und doch war bald klar, dass es kein Zurück geben konnte. Gegen Ende des Beurlaubungsjahres teilte ich also der Generaloberin schriftlich mit, dass ich den Austritt des Ordens beabsichtigte. Daraufhin wollte sie mit mir in Verhandlung gehen. Ich könnte doch ein Sabbatjahr beantragen, ich sei doch so wichtig vor Ort, in mir verlören sie „die beste Spielerin der Mannschaft“ etc. Aber die Entscheidung in mir war gereift, ich konnte nicht weiter in diesem System Orden leben. Allen Unsicherheiten und den Existenzängsten zum Trotz wagte ich einen Neubeginn. Ich suchte mir zunächst Minijobs und erfuhr Unterstützung von meinen Geschwistern und deren Familien. Finanziell wäre es ohne die Hilfe meiner Familie nicht möglich gewesen. Selbst die Krankenversicherung in Deutschland war nur durch den fachlichen Rat und die Vermittlung sowie letztlich private Finanzierung seitens einer meiner leiblichen Schwestern möglich. Im Globalen Süden war ich nie krankenversichert. Es hieß stets: die Liebe Gottes überwinde alles und mache alles möglich (in Krankheitsfällen wurde je einzeln und im Dialog mit Sr. Sibylle und anderen Oberinnen entschieden, was geschehen sollte).

Nach mehr als 60 Bewerbungen fand ich schließlich eine feste Anstellung in einem Beruf, der auf meine Auslandserfahrungen und die Sprachen- als auch Länderkenntnisse aufzubauen versprach und mich darin nicht enttäuschte. Wenn ich meine Gesundheit und meine Familie in diesen schwierigen Zeiten nicht gehabt hätte, dann wäre es grausam um mich bestellt gewesen. Auch nahm ich kostenlose Therapiestunden bei Personen wahr, die sich in der Ausbildungsphase zu Therapeutinnen befanden. Darüber hinaus konnte ich mithilfe von meiner Familie einen Wochenendkurs belegen, der sich mit dem Thema Selbstvertrauen und Entscheidungsfindung in Lebenskrisen befasste.

Schließlich sei noch erwähnt, dass der Austrittsprozess aus dem Orden mit massiver Intransparenz mit einher ging. Während ich einen Brief, adressiert an Papst Benedikt XVI., verfassen musste, in dem ich um die Auflösung meiner Ordensgelübde bitten sollte – begründet mit einer fehlenden bzw. schwindenden Berufung –, schrieb auch die Generaloberin, einstige Landesoberin in dem Land meiner Missionstätigkeit und gut befreundet mit Sr. Sibylle, einen Begleitbrief. Diesen habe ich nie zu lesen bekommen. Darüber hinaus gab die Generaloberin mir den Textbaustein vor, in dem besagte Berufungskrise und die Distanzierung von den evangelischen Räten (d.h. die

Ordensgelübde der Armut, Ehelosigkeit und des Gehorsams) stehen sollten, ich hingegen habe nie auch je ihr Schreiben zu Gesicht bekommen. Meinen Brief sollte ich zum Generalat schicken und mich darin auf die Krise in Sachen Gehorsamsgelübde konzentrieren. Danach würde die Generaloberin ihren Brief beilegen und alles nach Rom schicken. Nach einiger Zeit kam das Antwortschreiben aus dem Vatikan, nicht an mich adressiert, sondern an das Generalat. Im Anschluss wurde ich von dort informiert und um einen Termin der Rückgabe der Ordensregel, des Rings und des Kreuzes gebeten. Das war ´s! Bei mir bleibt das Gefühl, völlig allein gewesen zu sein. Die Isolation gemischt mit intensiven Existenzängsten, fehlendem Selbstwertgefühl, konstant wachsenden Selbstzweifel und Schuldgefühlen führten dazu, dass ich eine Art Dissoziation von mir selbst erlebte, ohne mir dieser zunächst – mangels externer Begleitung – bewusst zu sein.

Was bleibt, ist eine große Skepsis gegenüber den Machtverhältnissen in der katholischen Kirche und insbesondere dem Konstrukt Ordensleben. Die Entwicklung meiner ureigenen Spiritualität geht weiter, es gibt Phasen der Suche, Wut und Angst. Und es gibt nächtliche Träume, in denen ich Erlebtes verarbeite. Die Gelübdefeier vermischt sich mit schreienden Oberinnen, ab und an wache ich erleichtert auf und erinnere mich, dass ich mich im Traum ermächtigte und zur Wehr setzte. Die Erfahrungen mit dem Schaschlikspieß, den Schubkarrenladungen und verwelkten Blumen sind symbolträchtiger denn je.

März 2025